

Bericht über die Zerstörung Hildesheims am 22. März 1945

Von Clemens Stolte †

Prälat Clemens Stolte wurde am 29. Dezember 1939 von Bischof Dr. Machens zum Domdechanten ernannt, nachdem er vorher mehrere Jahre als Pfarrer und Inspektor des Waisenhauses in Henneckenrode segensreich gewirkt hatte. Seine hiesige Amtszeit fällt in die schweren Zeiten des Weltkrieges und des Wiederaufbaues und war angefüllt mit vielen Sorgen und Nöten um die Sicherung und Bergung des Domes und Domschatzes neben anderen vielen Arbeiten in der Diözesanverwaltung. Mit großer Liebe und Anhänglichkeit an seinen Dom hat er unter Einsatz seines Lebens in diesen Tagen zu retten versucht, was der Vernichtung entgangen war. Ihm verdanken wir es überhaupt, wenn wir noch große Teile unseres Domschatzes heute bewundern können. Nichts und niemand hätte ihn in den Tagen des großen Chaos von seinem Posten bringen können, so bekennt er selbst in seinem Brief.

Seine Erlebnisse nach der Zerstörung der Stadt und des Domes schildert er in einem Brief vom 9. August 1946 an Herrn Oberregierungsrat Dr. Otto Wagner, jetzt wohnhaft in Bensheim a. d. B. Dr. Wagner war Ostern 1938 durch Vermittlung des Domdechanten an die Schule nach Henneckenrode gekommen, mußte aber schon nach einem Jahre seinen Dienst auf Anordnung der damaligen Regierung wieder aufgeben, da er „politisch nicht zuverlässig“ war. Domdechant Stolte sah diesen tüchtigen Lehrer nur ungern unter Zwang und Druck scheiden und blieb ihm bis zu seinem Tode (4. Dezember 1948) in treuer Freundschaft verbunden. Stoltess Brief bildet eine wichtige Ergänzung zu H. Seelands Bericht „Im Weltkrieg 1939—1945 zerstörte Kirchen und Wohlfahrtsanstalten im Bistum Hildesheim“. (A. Lax, Hildesheim 1948.) Wir erachten es als posthume Pflicht, an dieser Stelle dem treuen und umsichtigen Domdechanten aufrichtig zu danken für seine Mühe und Arbeit in schweren Tagen bei der Sicherung des Domes und Domschatzes.

Vorstand und Schriftleitung

Prälat Stolte
Domdechant

Hildesheim, den 9. August 1946
Domhof 16

Lieber Herr Dr. Wagner!

Das war eine freudige Überraschung, als gestern Ihre Zeilen vom 2. August hier eintrafen. Darum will ich auch mit der Antwort nicht zögern.

Aus einer Bemerkung glaube ich entnehmen zu dürfen, daß Sie wieder im Schuldienste sind. Wo und in welcher Stellung ist das? Wie geht es

Ihnen und Ihren Eltern? Wie haben Sie die letzte schwere Zeit überstanden? Wo waren Sie beim Beginn der Besetzung? Ist Ihr Bruder gesund zurückgekehrt? Tausend Fragen möchte ich stellen, aber ich hoffe, daß Sie auch ungefragt Näheres über sich und die Ihrigen berichten werden. Darum erlaube ich mir, Ihnen einen Bericht über unser Erlebnis und unser jetziges Ergehen zu geben.

Sie haben, wie Sie schreiben, vor kurzem erst erfahren, daß Hildesheim getroffen ist. Es müßte aber heißen, daß Hildesheim vernichtet ist. Von dem alten Hildesheim steht nichts mehr. St. Michael ist eine Ruine, ebenso die Kreuzkirche und die Magdalenenkirche. Außer der Kirche auf dem Moritzberge gibt es in Hildesheim keine evangelische Kirche mehr. Die Godehardikirche war im linken Seitenschiff schwer getroffen, ist aber inzwischen mit Backsteinen zugemauert und hat auch wieder Fenster. Für die Wiederherstellung der Fenster mit Glasscheiben hat der Pastor Bank 5000 RM Strafe zahlen müssen. Urteil des Militärgerichtes!

Vom Bernwardskrankenhaus, das Treffer und 7 Tote hatte, bis zum Bahnhof war kein bewohnbares Haus mehr. Das Rathaus und Tempelhaus ganz ausgebrannt, sonst alle Häuser des Marktplatzes bis zum Keller heruntergebrannt, wie die übrige Stadt. — Dom und Domkurien sind ein Trümmerhaufen.

Das alles ist das Werk von 22 Minuten am 22. März 1945. Darüber darf ich Ihnen ausführlicher berichten.

Daß mir persönlich, d. h. meinem Leben, nichts zustoßen würde, wußte ich seit langem. Vor Jahren hatte ich einen merkwürdigen Traum. Ich sah, wie sich eine weiße Wolke auf Hildesheim herabsenkte, dann sah ich eine Zeit nichts, und als ich wieder hinschaute, waren Masten und Pfeiler und Säulen zerbrochen und ich allein war übrig. So ist es auch gekommen. Von dem Augenblick dieses Traumes an war es mir völlig klar, daß mir bei einem Angriff auf Hildesheim nichts zustoßen würde. Und das kam merkwürdigerweise so. Während der Kriegsjahre fuhr ich wegen der unglücklichen Zugverbindungen an jedem Dienstag abends nach Henneckenrode. Am Dienstag, dem 20. März, saß ich bereits im Zuge, als Vollalarm gegeben wurde. Alle Reisenden mußten aussteigen, wobei gesagt wurde, daß während des Alarms keine Züge abfahren würden. Weil später keine Aussicht auf Anschluß in Derneburg bestand, eilte ich zum Dom, um dort mein Wächteramt wahrzunehmen. Es geschah aber an dem Abend nichts. So fuhr ich ausnahmsweise am Mittwoch abends nach Henneckenrode (andere Verbindung bestand nicht). Da nur morgens um 6 Uhr ein Zug von Nienhagen nach Hildesheim fuhr, konnte ich erst am Freitag zurück, während ich sonst immer Donnerstag früh nach Hildesheim zurückkam. So war ich also gegen alle Gewohnheit an dem verhängnisvollen Donnerstag nicht im „Potte“. Mittags weckte mich Frl. Apel sehr aufgeregt, mit der Meldung, daß eine Unzahl von Flug-

zeugen herumschwirrten. Wirklich sah ich hunderte von Flugzeugen wie einen Bienenschwarm in der Luft kreisen. Da sagte ich sofort: „Das gilt Hildesheim.“ Während selbst in Henneckenrode alle in Angst und Schrecken in Keller und Bunker krochen, blieb ich mit Frl. Apel am Fenster stehen, weil ich mir klar war, daß dem 22 km entfernten Henneckenrode nichts passieren würde. Da sah ich, wie ein Flugzeug das Angriffszeichen setzte. Eine weiße Wolke senkte sich über Hildesheim. Der ganze Schwarm von hunderten von Flugzeugen lud über Hildesheim ab. Detonationen waren merkwürdigerweise wenig zu hören, aber dann stieg eine riesenhafte Rauchsäule empor und stand wie ein gewaltiger Pilz über der unglücklichen Stadt. Der Rauch wurde dunkler und dunkler, so daß die Sonne wie eine blutige Scheibe darin stand. Schon kamen angebrannte Papierfetzen bis nach Henneckenrode geflogen. Ich war mir völlig klar, daß Hildesheim vernichtet sei. Dabei hatte ich die feste Überzeugung, daß ich von meinem Hab und Gut nichts wiederfinden würde, daß aber meine Schwester und meine Nichte am Leben seien. Während ich meine Aktentasche hastig packte und mir Butterbrote für uns drei einpacken ließ, suchte ich nach einer Möglichkeit, schnell nach Hildesheim zu kommen. Ein Lastwagen, der gerade auf dem Hofe Korn für Hasede auflud, sollte mich mitnehmen. Leider bekam er bei der Ausfahrt eine Beschädigung, deren Behebung für mich kostbare Zeit kostete. Auf der Fahrt fing der Holzgaswagen beim Vorholze Feuer. Das mußte erst abgelöscht werden, schließlich mußte ich aber von Uppen ab zu Fuß weiter. So kam ich erst gegen Abend in die brennende Stadt. Da war es denn unmöglich, durch die Trümmer und Trichter und Brände in die Innenstadt zu gelangen. Bis zur Goetheschule konnte ich vordringen, dann mußte ich zurück. Kam über die brennende Sedanstraße, über den Wall durch Trichter und über Baumtrümmer schließlich bis zur Rückseite des Bernwardskrankenhauses, um mich dort nach meinen Angehörigen zu erkundigen. Wir hatten nämlich vereinbart, da wir für den Fall einer Katastrophe im oder beim Bernwardskrankenhause Nachricht hinterlassen würden. Demgemäß hatte meine Schwester dort auch Bescheid gegeben, daß sie mit meiner Nichte in dem Hause Domhof 17 (kleiner Domhof — Kurie Schneider) zu finden sei. Da es einen Zuweg zum Domhofe nicht mehr gab, bin ich auf Leitern an der alten Domhofsmauer emporgestiegen und fand Schwester und Nichte unversehrt in dem sehr beschädigten Hause Domhof 17. Sonst aber fand ich nur Trümmer. Meine Kurie, die Domdechanei, war mit einem solchen Hagel von Brandbomben zugedeckt gewesen, daß es unmöglich war, auch nur das geringste daraus zu retten. Schwester und Nichte hatte in dem Gewölbekeller unter der Kapelle gesessen und alles mit erstaunlicher Ruhe über sich ergehen lassen. Dann haben sie über Trümmer und durch Brände aus diesem Keller herausgeschleppt, was an Kleidung und Wäsche darin war. Und

das ist das einzige, was wir gerettet haben. Außerdem besitze ich noch ein paar Möbelstücke, die ich in Hennekenrode untergestellt hatte.

Wie traurig sah der Domhof aus! Dieser schöne mittelalterliche Domhof! Zerpflügt von den schwersten Sprengbomben. Die Kurien zum Teil schon vernichtet, sonst in hellen Flammen. Die ganze Nacht hindurch, ja noch am folgenden Tage dauerten die Brände an. Nur eine Kurie, Domhof 17, ist übriggeblieben. Sie hatte nur wenig Brandbomben erhalten. Die Bodentreppe war ausgebrannt, konnte aber von den 17 Menschen, die in dem dortigen Keller gewesen waren, abgelöscht werden. Das Nebenhaus Domhof 16 war schwerer mitgenommen. Auch hier war schon allerhand Löscharbeit geleistet, aber nicht gründlich genug. Ich stellte fest, daß es unter dem Fußboden der zweiten Etage noch schwelte. Mit einer Spitzhacke habe ich den Fußboden aufgerissen und die bereits schwelenden Lagerbalken abgelöscht. So ist auch dieses Haus, wenn es auch ganz arg demoliert war, in seiner Hauptsubstanz erhalten. So ist aber auf dem Domhof auch nichts, effektiv nichts an Wohnraum stehen geblieben. Das Landgericht ist zur Hälfte vernichtet, das Regierungsgebäude war $\frac{3}{4}$ ausgebrannt und das Fernsprechamt ist völlig ausgebrannt. Das Bischöfliche Palais hat schwere Volltreffer bekommen und ist verbrannt. Heute stehen nur ein paar kümmerliche Mauerreste. Das große Konviktsgebäude ist mit schwersten Volltreffern zugedeckt und bis in die Keller vernichtet, wo mehrere Kölner Schwestern den Tod fanden. Das Generalvikariat ist schwer ausgebrannt, aber die Registratur ist unversehrt geblieben, daß heißt in seinem Aktenbestand.

Und der Dom? Ein einziger Trümmerhaufen! Er hat mehrere Volltreffer schwersten Kalibers erhalten. Es stehen jetzt noch die ausgebrannten Türme mit der Eingangshalle, drei mehr oder weniger zerstörte Südkapellen und ein Teil der Krypta. Alles andere ist vernichtet. Einer der schwersten Volltreffer hat die Schatzkammer mit der darunter gelegenen Domsakristei getroffen. Von der Gewalt der Explosion zeugt die Tatsache, daß dabei zwei Bruchsteingewölbe durchschlagen wurden und alles zu einem wüsten Trümmerhaufen gemacht wurde. Unter diesen Trümmern hätte ich gelegen, wenn ich nicht durch Gottes Fügung an diesem Tage ausnahmsweise außerhalb gewesen wäre; denn dort war mein Standposten als Luftschutzleiter bei jedem Alarm.

Und nun die Personenfrage. Es befanden sich im Dome folgende Personen: Im Nordturm der Generalvikar (Dr. Offenstein) und der Dompastor Holze, im Südturm der Domkapitular h. c. Uhrig, Domvikar Haller, Pastor Ludewig, und die Sanitätshelferin Frä. Döring; in der Domsakristei waren Dechant a. D. Böker, dessen Schwester, die beiden Schwestern des Generalvikars, Caritasdirektor Sendker und der Domvogt Volkmann, und schließlich in der Laurentiuskapelle der Domküster Waldmann, dessen Frau übrigens noch in der Domsakristei war. Denjenigen, die in den

beiden Türmen waren, ist nichts passiert, obwohl neben jeden Turm eine sehr schwere Bombe niedergegangen ist, die gewaltige Trichter gerissen haben und die Türme erzittern ließen. Der Küster Waldmann blieb in der Laurentiuskapelle, die später zur Hälfte ausgebrannt ist, ebenfalls unverletzt. In der Domsakristei wurde der Caritasdirektor Sendker teils verschüttet und erhielt starke Kopfverletzungen, an denen er wochenlang in Fieber gelegen hat. Jetzt ist er wieder ganz hergestellt. Eine Schwester des Generalvikars bekam einen Beinbruch; die Schwester des Dechant Böker zog sich eine Gesichtsverletzung zu. So sind also alle, wenn auch zum Teil verletzt, mit dem Leben davongekommen. Auch sonst ist unter den Geistlichen kein Todesopfer zu beklagen, wenn auch der Domkapitular Wüstefeld sich eine Kopfverletzung holte, so daß er vorübergehend ins Krankenhaus mußte. Was aber überaus betrüblich für mich war, war der Umstand, daß alle ohne Ausnahme das Weite gesucht hatten. Alle, vom Bischof angefangen, haben Dom und Domhof im Stiche gelassen, obwohl noch vieles hätte gerettet werden können! Tatsächlich waren meine Schwester, meine Nichte und ich die einzigen, die geblieben sind. Ich stellte es Schwester und Nichte anheim, nach Henneckenrode zu gehen oder im Bernwardskrankenhause Unterkunft zu suchen. Sie erklärten mir aber, daß sie bei mir bleiben würden. Auch der Domvogt Volkmann hat in der ersten Nacht treu ausgehalten und viel geholfen. Dann haben wir drei (Schwester, Nichte und ich) wochenlang in den Trümmern mutterseelenallein gehaust. Es hätte mich nichts und niemand von meinem Posten gebracht. Und wenn überhaupt keine Unterkunft mehr zu finden gewesen wäre, so wäre ich doch nicht fortgegangen, sondern hätte mir in irgendeinem Keller des Domhofes einen Unterschlupf gesucht. In der ersten Nacht brauchte man keine Bleibe; da war an ein Ausruhen nicht zu denken. Mit einem Montagekittel und einem Kopftuche (Feuerwehrranzug und Stahlhelm waren verbrannt) bin ich ans Werk gegangen, wobei meine Angehörigen heroisch und furchtlos geholfen haben. Unter den Bränden hinweg und durch sie hindurch haben wir durch Fensterlöcher kletternd gerettet und geborgen, was noch zu retten war. Ohne Übertreibung darf ich sagen, daß alles, was der Dom heute noch an Paramenten, Kelchen und Schätzen besitzt, ist von uns drei allein geborgen worden. Dabei haben wir uns auch nicht von Alarmen, selbst nicht in der Nacht, stören lassen. Wir hatten nichts mehr zu verlieren, um so wichtiger war es uns, das Letzte vom Dom zu retten. In die Laurentiuskapelle bin ich durch eine kleine Fensteröffnung hineingeklettert, während Schwester und Nichte mit einem Wäschekorbe in Rauch und Staub gehüllt davor warteten und annahmen, was ich in dem Schutt noch finden konnte. In das Westparadies bin ich auf allen Vieren durch eine kleine Stahlklappenöffnung, die ich zur Vorsicht nie verriegelt hatte, hineingekrochen und habe, während über mir alles brannte,

Teppiche und Gobelins usw. vor dem einbrechenden Feuer geschützt. Ein besonders schwieriges Rettungswerk war bei der Stahlkammer unter dem brennenden und zusammenstürzenden Hause Domhof 15 zu leisten. Nur durch ein Schlupfloch, das ich früher zur Vorsicht von dem Nebenhause zu dem Vorraum der Stahlkammer hatte brechen lassen, konnte man zur Panzertür vorstoßen. Während der Domvogt Volkmann mit einer schweren Axt das Eisengitter vor dem Fenster des Vorraumes zertrümmerte, schloß ich sofort die schwere Panzertür auf, damit nicht bei weiterem Einsturz des Hauses das Schloß von der Hitze beschädigt und dadurch ein Öffnen unmöglich gemacht würde. Alle Stunden haben wir dann wochenlang Tür und Stahlkammer kontrolliert. Durch die ungeheure Hitze des glühenden Schuttes auf der Decke der Stahlkammer entstand in derselben allmählich eine Backofentemperatur. Da mußte, während Wachskerzen sich zu Bogen krümmten, in Schweiß gebadet alles von der Höhe heruntergepackt und anders verstaut werden, um eine innere Entzündung oder Beschädigung zu verhüten. In dieser Stahlkammer befinden sich nämlich die wertvollsten alten Paramente des Domes, viele Kunstgegenstände und alle Kirchenbücher der Diözese. Gefährlich war bei alledem noch das Plünderungsgesindel. Darum haben wir drei Einsamen nachts abwechselnd lange Zeit vor der Stahlkammer Wache gehalten und manchen verscheucht, der sich da verdächtig herumtrieb. Was im allgemeinen in den ersten Wochen gestohlen ist, läßt sich nicht aufzählen. Ist es nicht traurig und für die moralische Gesunkenheit bezeichnend, daß wir selbst deutsche Frauen vertreiben mußten, die mit Beilen darangingen, die letzten Reste von Holzwerk in und am Dome abzuschlagen, um dieses zu Brennholz zu machen? Bei der Stahlkammer zeigte sich später ein neuer böser Feind, nämlich das Wasser. Durch die Hitze hatte die Betondecke Haarrisse bekommen, durch die Löschwasser, das die hannoversche Feuerwehr am zweiten Tage auf meine Veranlassung in die glühenden Schuttmassen spritzte, nach und nach durch die Stahlschienen hindurchsickerte. Nun mußte wieder alles umgepackt werden, um es gegen Nässe zu schützen. Es war eine Sysiphusarbeit. Ich habe mir denn auch bei all den Quälereien einen Bruch zugezogen. So habe ich wenigstens ein Andenken daran, denn an Dank und Anerkennung ist in Hildesheim nicht zu rechnen!

Dem Herrgott sind wir herzlich dankbar gewesen, daß wir damals warme Tage und Nächte gehabt haben, sonst hätten wir es wohl kaum ausgehalten und schaffen können. So konnten wir wenigstens unbesorgt in den Nächten vor der Stahlkammer sitzen und uns ohne Fenster und Türen im Hause aufhalten, soweit nicht Tiefflieger uns in den Keller zwangen. Im Hause Domhof 16 habe ich mich darangegeben, neben den Bergungsarbeiten zunächst die Haustür wieder gangbar und verschließbar zu machen, ebenso die meisten Türen notdürftig wieder herzurichten

und die Fenster mit Holz, Pappe und Rollglas zu dichten, so daß wir bei Anfang der Regenperiode einigermaßen geschützt waren. Die Dächer der beiden Häuser 16 und 17 waren ohne Ziegel, die Dachstühle aber einigermaßen erhalten. Von Steding, Sottrum (Ziegelei), besorgte ich mir sofort mehrere tausend Ziegel, ehe eine Beschlagnahme der Ziegel erfolgte. Aber das Abladen, Heraufschleppen der Ziegel und das Decken mußten wir selbst besorgen. Wir waren manchmal ganz lahm davon. Es ist aber doch mit Ausdauer geschafft. Hierbei habe ich meine 66 Jahre alte Schwester bewundert, die mit zusammengebißenen Zähnen geschuftet hat, wie es kein Mann getan haben würde.

Von Interesse ist noch das Kapitel: Krypta oder Domgruft, wie man hier sagt. Der rückwärtige Teil der Krypta war schwer mitgenommen und ausgebrannt und die beiden Eingänge mit den nach unten führenden Treppen waren verschüttet. Da hat ein holländischer Straßenbahner, Nellissen, der jetzt für unsere Diözese Theologie studiert, Heroisches geleistet. Franz Nelissen aus Dordrecht (Holland), der zunächst in Paderborn einige Semester studierte, dann aber 1947 nach Holland zurückkehrte. Er hat zum großen Teil allein einen Eingang von den schweren Bruchsteintrümmern freigemacht; dann haben wir die Treppe freigelegt und haben staunend wie vor einem Wunder gestanden. Der vordere Teil der Krypta samt Altar und Bänken zeigte sich als einziger Teil des Domes unbeschädigt, wenn auch ein Riß in der Decke war. Ist es nicht wunderbar zu nennen, daß alle, aber alle Altäre des Domes (der Dom hatte deren 14) völlig zerstört sind, während nur der eine Altar, in dem das Allerheiligste aufbewahrt war, der Altar der Krypta, ganz unbeschädigt war, so unberührt war, daß nicht einmal das Altarbuch weggefliegen oder auch nur eine Kerze von der Hitze verbogen oder umgefallen war. An diesem Altar halten wir nun unseren Domgottesdienst. Am Donnerstag war der Angriff und die Zerstörung des Domes und am Sonntag, dem Palmsonntag, habe ich in der Krypta, wenn auch ohne Fenster und ohne Rückwand, das erste Hochamt gehalten. Das Hochamt war dabei ebenso voll wie in der Karwoche, wo ich an den Kartagen die Karliturgie feierlich wie einst in der Dorfkirche von Henneckenrode gehalten habe. Angesichts dessen finde ich es unverschämt, wenn in dem Kirchenblatt ein Domherr h. c., den ich, um Ostern mehr Gottesdienste in dem kleinen Raum haben zu können, von einem Dorfe, in das er geflüchtet war, hereingebeten hatte, behauptet, er habe Ostern in den Trümmern des Domes den ersten Gottesdienst gehalten.

Auch das Schicksal des Tausendjährigen Rosenstocks und des weltberühmten Annenfriedhofes ist erwähnenswert. Als es möglich war und die eiligsten Bergungsarbeiten es erlaubten, sind wir über Schutt und Trümmer in den Annenfriedhof, den Friedhof der Domherren, hineingeklettert. Ein grauenhafter Anblick bot sich uns. Schutt und Trüm-

mer, wo man auch hinsah! Von den sonst so liebevoll gepflegten Gräbern war nichts mehr zu sehen. Aber es war eine Freude, daß die prächtige gotische Annenkapelle mitten auf dem Friedhof vollständig stand. Nur das Dach war abgebrannt. Jetzt hat sie einen neuen Dachstuhl bekommen.

Der Rosenstock, der seit Menschengedenken nicht so reich geblüht hatte, wie im Jahre 1944, war in seinem oberen Teil verbrannt, in seinem unteren Teil etwa 2 m hoch verschüttet. Fleißige Hände haben sich daran-geben, ihn freizulegen. Eines Tages hörte ich von der Krypta aus ein Scharren am Rosenstock und sah ein mir bekannt vorkommendes Gesicht und sagte: „Das sieht dem Hermann Meyer ähnlich, daß er versucht, den Rosenstock freizulegen.“ Wir, meine Schwester und ich, gingen über die Trümmer in den Annenfriedhof und waren erstaunt, daß es ein fremder Mann in Hose und Hemd war, der da seine Hände an den Steinen blutig riß. Als er das Gröbste getan hatte, ging er zur Annenkapelle und zog sich die Uniform eines Oberverwaltungsinspektors der Wehrmacht an. Es war ein Süddeutscher, den ich nach Namen und Herkunft fragte, um seinen Namen in der Chronik festzuhalten. Er aber sagte schlicht und einfach: Für Sie bin ich Herr Meyer. Ich habe es aus Liebe zum Rosenstock getan, den ich oft besucht habe. So kann ich den Namen dieses selbstlosen Helfers nicht übermitteln. Wir haben dann den Rosenstock weiter freigelegt, auch den Kleinschutt entfernt, den Boden umgegraben und siehe, er hat wieder ausgeschlagen. Mit unverwüstlicher Lebenskraft hat er im Jahre 1945 schon 21 neue Triebe gebracht und in diesem Jahre hat er bereits geblüht. Mit der gleich unverwüstlichen Zähigkeit werde ich auch kämpfen, bis der Dom wieder aus dem Schutt neu aufgebaut ist!

In dem Jahre ist ja manches getan, aber viel zu wenig. Und das ist wieder ein ganz trauriges Kapitel! Die Regierung hat die Baupflicht. Von ihr sind aber manche Rettungsarbeiten, die gut hätten getan werden können, unmöglich gemacht. Kommissionen, auch englische, sind dagesewen, 7 bis 9 Besichtigungen haben stattgefunden und Vorschläge und Kostenaufstellungen sind gemacht, aber bei allen meinen wirklich bescheidenen Vorschlägen und Forderungen ist im Grunde genommen nichts getan. Ich wollte nur Notabdeckungen für Annenkapelle, Kreuzgang, Krypta und Laurentiuskapelle und die Stahlkammer haben. Immer wurde das bescheidene Material abgelehnt. Schließlich habe ich den Rest des Dachstuhles der unbrauchbar gewordenen Bernwardskirche gekauft, um daraus das notwendigste Material zu gewinnen. Aber Ms. Gunn hat wohl die Verwendung des Dachstuhles erlaubt, jedoch alles andere Kleinmaterial, selbst die notwendigen Nägel, als „nicht genehmigt“ bezeichnet. Jetzt hat der Kunstschatzoffizier, ein wirklich interessanter und lieber Mensch, die Nägel heimlich besorgt. So hat jetzt die Stahlkammer ein Notdach und die Annenkapelle einen neuen Dachstuhl. Die

Regierung dagegen hat gar nichts unternommen, obwohl sie baupflichtig ist. Im Gegenteil, sie hat den Kreuzgang zur Ablagerungsstätte ihres Gerümpels gemacht. Das habe ich den Herren sehr bitter unter die Nase gerieben. Wenn meine Vorschläge rechtzeitig angenommen wären, würden viele neue Schäden, viele Kosten und Arbeiten erspart worden sein. Jetzt ist in der Annenkapelle, in den Kreuzgängen und in der Laurentiuskapelle der Deckenputz abgefallen. Das hätte nicht zu sein brauchen.

Um den Annenfriedhof wieder in würdigen Zustand zu versetzen, habe ich von den Kanzeln in Hildesheim zu freiwilliger Hilfe aufgerufen und zwar mit hochofrefreulichem Erfolg. Abends nach der Arbeit sind sie gekommen: Arbeiter und Akademiker, Männer und Frauen, mit Schaufel, Hacke, Spaten und Schubkarren und haben bis zur Sperrstunde wochenlang gequält, bis der Friedhof wieder sein Würdiges Ansehen bekommen hat. Ihnen muß die Nachwelt einmal Dank wissen!

Nun werden Sie wohl noch wissen wollen, wie wir drei nach der Katastrophe gelebt und uns durchgeschlagen haben. Nun teils habe ich es oben schon angedeutet, daß wir in der von ihren Bewohnern fluchtartig verlassenen Domkurie, Domhof 17, untergekommen sind. Nachdem ich das Notwendigste selbst gemacht hatte, damit wir dort einigermaßen hausen konnten, habe ich mich um Handwerker bemüht, die dann sachgemäß die beiden Häuser, Domhof 16 und 17, wieder in guten Zustand versetzt haben. Sogar Glas haben wir in unsere Fenster bekommen, weil solches in Henneckenrode ausgelagert war. So hat auch die Krypta wieder Glasfenster erhalten. Letztere ist jetzt nach hinten abgemauert und ist durch einen neugemauerten Windfang verschließbar gemacht. Pfingsten konnte ich mit den Meinigen in die zweite Etage des Hauses Domhof 16 einziehen, wo wir eine Küche und drei Zimmer haben. Da wohnen wir nun zu vier Personen, denn inzwischen ist meine aus Tilsit geflohene Schwester (der Bruder ist unterwegs in Zoppot gestorben) auch bei mir gelandet. Ein Bett habe ich seit dem 22. 3. 1945 nicht mehr. Ich hätte auch keinen Platz ein solches aufzustellen. Ich schlafe in dem Zimmer, das Wohnzimmer für uns vier, Eßzimmer, mein Arbeitszimmer und Sitzungszimmer des Domkapitels ist, auf einem Liegesofa. Da schlafe ich aber sehr gut und entbehre das Bett nicht. Was ich etwas entbehre, ist ein Schlafzimmer, in dem man seine Kleider, Wäsche etc. aufbewahren und sich auch tagsüber mal umziehen kann. Das aber wird in den nächsten Jahren nicht zu haben sein.

In jener bitteren Zeit haben wir die gütige Hilfe Gottes recht empfunden. Wir sind ihm wirklich zu Dank verpflichtet. Damals hatte ich für einen Katastrophenfall alle Fakultäten eines Generalvikars. Weil nun kein Bischof und kein Generalvikar zur Stelle war, so habe ich nebenbei die eiligsten Verwaltungsarbeiten, insbesondere die Dispensen zu erledigen gehabt. Wer nun auch nach Hildesheim kam, sei es aus dienst-

lichem Anlaß oder aus Neugierde, fand bei uns Aufnahme und Verpflegung, weil es ja kein einziges Hotel und keinen Gasthof mehr gab. Es ist erstaunlich, was meine Schwester und meine Nichte in diesem Punkte geleistet haben. Monatelang hatten wir 10—12 Personen am Tisch, und immer war etwas zum Essen da. Woher es immer kam, ist mir ein Rätsel. Teils aus Achtung vor den Ausharrenden, teils aus Bekanntenkreisen wurde uns immer wieder was ins Haus gebracht. Den Pedell des Generalvikariates, der fortgelaufen war, den ich aber zurückbeordnete, damit er das arg zerstörte Generalvikariat und seine darin befindliche Dienstwohnung bewache, wurde bei uns verpflegt. Schließlich gelang es mir auch, den Generalvikar wieder hierherzubekommen. Er fand bei uns Unterkunft und wurde ganz und gar in unserem Nothaus halt aufgenommen. Die Handwerker bekamen Essen und Zureisende fanden bei uns eine Gaststätte. Niemand hat zu hungern brauchen. Immer wieder kamen irgendwelche Lebensmittel ins Haus. Das Unangenehmste war der Wassermangel. Wir hatten bis zum Pfingstsamstag nur Regenwasser. Da dieses Regenwasser aber nicht im Hause selber war, wurde es eine lästige Schlepperei. Daß es außerdem kein Licht gab, war selbstverständlich, wurde aber in den Sommermonaten nicht so bitter empfunden. Jetzt sind wir mit alledem wieder versorgt; sogar Gas ist uns in Aussicht gestellt. Mit den Trümmern um uns herum haben wir uns abgefunden. Bis das anders werden kann, wird noch viel Zeit ins Land gehen. Von unseren Fenstern nach Süden haben wir eine wundervolle Aussicht auf die Höhen und Wälder um Hildesheim und sind im übrigen in den zum Teil geliehenen Möbeln ganz zufrieden. Daß wir alles verloren haben, ist nichts Besonderes; das haben tausend andere auch. Warum sollen wir es besser haben? Unangenehm ist die knappe Lebensmittelzuteilung, dank welcher ich jetzt noch 59 kg wiege. Meine Schwester fällt leider in letzter Zeit stark ab. Es fehlt eben an dem nötigen Fett. Aber auch diese Zeit werden wir als zähe Niedersachsen überstehen. Noch haben wir den Mut nicht verloren, und noch hoffen wir etwas für den Wiederaufbau unseres Domes tun zu können. Kopf hoch und Zähne zusammen, soweit noch welche da sind, das ist unsere jetzige Devise.

Nun habe ich wohl genug geschrieben und darf auch von Ihnen auf einen etwas ausführlichen Bericht hoffen. Ich bitte Sie um Grüße an Ihre Eltern und Ihren Bruder und sende Ihnen selbst viele herzliche Grüße.

Ihr

Stolte